

Montag, 6.5. 2019 um 19 Uhr, Ausstellungseröffnung

Licht Quellen

von

Anne Kieschnick

im

Maternushaus

Anne Kieschnick gehört zu jenen Künstlerinnen, die mit großer Kontinuität ihren Weg gehen. Ich durfte sie dabei seit 1989 ein Stück Weges begleiten und bin bis heute überrascht, dass auch ihre älteren Arbeiten so frisch wirken, als wären sie gerade für diesen, für den heutigen Augenblick entstanden.

Ich habe Anne Kieschnick 1989 durch eine eindrucksvolle Installation im Bonner Frauenmuseum kennen gelernt, als die Stadt Bonn sich ein knappes halbes Jahr vor der Wende vorgenommen hatte, ihre 2000-Jahresfeier zu begehen. Die Geschichte der kurfürstlichen Stadt aufnehmend, errichtete die Künstlerin- von einem Bühnenbild im Rokoko inspiriert- eine Rauminstallation mit einem begehbaren Spiegelpavillon, in dem man in einen Reifrock schlüpfen konnte, um das Lebensgefühl der Frauen am kurfürstlichen Hof nachempfinden zu können. (Männer waren dabei nicht ausgeschlossen).

Diese Lust am Sichhineinträumen in alte Geschichten ist geblieben, sei es die Beschäftigung mit der Rokokokünstlerin Rosalba Carriera, sei es die Auseinandersetzung mit dem legendären Ambiente der Heiligen Ursula. „Ich wollte einfach ein bisschen die Frauen vorkommen lassen“, sagte Anne auch 2018 und fertigte eine Doppelskulptur der Heiligen Ursula an, jener legendären bretonischen Königstochter, die in Köln durch die Hunnen getötet worden sein soll, geschnitzt aus Robinienholz und mit Schlagmetall zum Leuchten gebracht.

Anne Kieschnicks Hang zur Geschichte ist genauso ein tragendes Element ihrer Arbeit geblieben, wie der ihr Hang zur Natur, zur bedrohten Natur, darf man wohl hinzufügen.

1997 hat sie im Schlossgarten von Schloss Birlinghoven bei Bonn, damals im GMD Forschungszentrum, die Einzelausstellung „Fruchtkörper“ gezeigt und in einer Skulpturenreihe aus Fotografien auf die Biodiversität der Pilze aufmerksam gemacht. Auch an dieser Bedeutsamkeit hat sich in den letzten 22 Jahren nichts geändert, im Gegenteil.

Und doch geht die Künstlerin in ihrer Kunst immer noch einen Schritt mehr über das situatives Thema hinaus. So schrieb sie damals zu ihrer Motivation, die verschiedensten Pilze zu fotografieren: „Unscheinbares wird herausgehoben in seiner elementaren Schönheit. Unbeachtetes dominiert durch die Anordnung“.

Sie merken, die Künstlerin eröffnet neue Wahrnehmungsmöglichkeiten und ist dabei weit entfernt von jeder ideologischen Verengung. Weite Bedeutungsfelder tun sich zwar gerade in den abstrakten Arbeiten auf und geben Anstöße und bleiben doch vieldeutig. Und das soll auch so sein in der Kunst von Anne Kieschnick, die ihre Aussagen nicht festlegen will, sondern ihre Offenheit betont. Ganz einfach gehen uns die Augen auf, wie man so sagt. Und wir fragen, ob in dieser Welt nicht mehr miteinander zusammenhängt als wir so meinen. Wichtig ist nur, dass beim Betrachter so etwas wie ein Aha-Erlebnis passiert, vielleicht in der Art, wie es experimentierfreudige Künstlerin zuvor selbst als Überraschung erfahren hat,

Diese unerwarteten Überraschungen, die sich durch Zufall einstellen, puschen die Kreativität immer wieder ein Stück weiter, das glaubt übrigens inzwischen auch die Evolutionstheorie festgestellt zu haben, die anfängt in der gesamten Entwicklung dieser Welt ein Stück weit auf den Zufall (beispielsweise von Kometeneinschlägen) zu setzen. Anne Kieschnick lässt sich durch Fotos überraschen, die vorher sechs Wochen im Flüsschen Olef in Schleiden im Wasser lagen. Sie nahmen nach dem Eingießen mit Gießharz einen perlmuttartigen Glanz an und die kleinen Prunkstücke wurden dann sorgfältig auf Plexiglasplatten montiert. Dabei weiß die Künstlerin auch, nur die Spuren sind es, die uns viel mehr zum Träumen bringen als Informationen und Beweise.

Es ist aber auch ein Spiel mit den Materialien, den Techniken, eine fast alchemistische Lust am Mischen und Probieren, treibt die Künstlerin immer weiter. Sie arbeitet mit goldenem Schlagmetall oder mit leuchtender Champagnerkreide und plötzlich steht das Licht im Mittelpunkt. Das Licht, ob auf dem Wasser oder in den Wolkenformationen.

In fast reliefhaft überhöhten Wirbeln treibt es wie Spiralnebel über den blauen Bildgrund dahin. Es sind Bilder, die dazu angetan sind, ins Makrokosmische des Sternenhimmels oder des Universums selbst, auszugreifen. Doch ebenso gut könnte man die mit dem Spachtel aufgebracht sich überlappenden und verdickenden Spuren aus angerührtem Marmormehl oder -sand auch als riesige Vergrößerung von Sporenpflanzen, Algen oder Bakterien sehen und sie der Welt der Mikrokosmen zuordnen. Das eben sind jene geheimnisvollen Zusammenhänge.

Vor den blauen Bildern denken wir aber auch an die Meeresoberfläche mit aufgeschäumter Gischt oder kleinen Schaumkrönchen im Licht, an die Atmosphäre zwischen Himmel und Erde, Wasser und Luft.

Zum Marmor hat die Künstlerin, die in Pietrasanta in der nördlichen Toskana in Italien in einem Zentrum für Bildhauerei Marmor gearbeitet hat, schon von Anfang ihrer bildhauerischen Laufbahn an eine besondere Beziehung. Sie kennt das Gestein in seinen Veränderungen.

Der Marmorsand enthält manchmal noch kleine Glimmerkristalle, die ihr glitzerndes Aufleuchten im Bild beibehalten. Mit Knochenleim angesetzt, werden die Ingredienzien zu einer Struktur- oder Spachtelmasse verarbeitet und mit Pigmenten oder Champagnerkreide zum Leuchten gebracht. So entsteht das lichtdurchflutete Blau oder auch ein goldenes Bild, das fast magisch wirkt über dem polierten Kreidegrund.

Doch es bleibt nicht bei einem Umgang mit Oberflächen. Es gibt keine „Oberflächlichkeit“. Der Bildträger selbst wird einbezogen, vertieft und hinterfragt, über das alte Tafelbild hinausgehoben. Das zeigt das handgeschöpfte dicke Papier mit eigenwilligem Beschnitt, auf dem dicke Schichten aufgetragen werden, das zeigen ihre Bildträger aus

Pappmachée, in denen Rosenblütenblätter oder andere Blüten eingesetzt sind.

Diese Unmittelbarkeit von Werk zu Werk enthält stets eine haptische Einladung für die Betrachter. Man möchte diese Bilder und Objekte berühren. Das gilt für die Schnitzarbeiten mit glatt polierter Oberfläche, wie für die Arbeiten mit Gießharz, die wie große Bernsteine mit Inklusionen geradezu eine (hand-)schmeichelnde Präsenz entwickeln.

1994 hat Anne Kieschnick sich schon auf Köln bezogen. Hier waren es rot abgegossene Wachsmünder oder -herzen, einige sind sogar aus Siegellack. In den kleinen Plastiken ist der Kölner Dom mit seinen zwei Spitzen unauflösbar mit dem Herz der Kölner für ihren Dom verbunden. In einer Vorzugsausgabe zur Ausstellung „Stadtanschauung“ in der Universität Köln wurde die Vorgehensweise der Künstlerin wieder einmal auf den Punkt gebracht. Gerade da hatte sie sich den Finger gequetscht. Als sie den gequetschten Fingernagel besah, hatte der Bluterguss dieselbe Umrissform wie ihre Wachsabgüsse angenommen und sie staunte einmal mehr über das bewährte Muster: Mikrokosmos = Makrokosmos und hat das vergrößerte Foto direkt neben den Kölner Dom gestellt. Wirklich schien auch da alles mit allem zusammenzuhängen, man musste es nur wahrnehmen.

Heidrun Wirth